



Durchschnitt durch die Vorderfront des vierten und fünften Stockwerks des Funkhauses, Potsdamer Str. 4.
Oben: Der alte Aufnahmeraum. — Unten: Der neue große Aufnahmeraum mit der Orgel.

AUS DEN DEUTSCHEN SENDESTÄDTEN

Sonderdienst des „Funk“.

„Leonce und Lena“.

Berlin, 23. April.

Das, was man vergaß, vor dem Mikrophon zu sagen, das was man nicht nur vergaß, sondern verschwieg über Georg Büchner, verschwiegen aus Furcht, politischen Anstoß zu erregen, sei hier an erster Stelle nachgeholt: Büchner war im Leben und als Dichter ein Revolutionär, ein radikaler deutscher Demokrat, und wenn man es damals schon sagen konnte, ein Sozialist, der jenen flammenden Aufruf „Friede den Hütten! Krieg den Palästen!“ im Hessischen Landboten veröffentlichte. Als politisch verdächtig überwacht, schrieb er zwischen medizinischen Studien am Sezirtisch das Revolutionsdrama „Dantons Tod“ und später jenes seltsame Märchenspiel „Leonce und Lena“. So verschieden beide Dramen auf den ersten Blick auch anmuten, beide tragen den gleichen revolutionären, freiheitssehnsüchtigen Ton; in „Dantons Tod“ positiv fordernd, in „Leonce und Lena“ negativ ironisierend, glosierend. Und jenen bitteren Spott, jenen Scherz, Ironie und Satyre in tieferer Bedeutung hat man der Berliner Rundfunkaufführung gewalttätig gestrichen, hat man, wo es blieb, gemildert oder durch die tief eingreifenden Striche so geschwächt, daß die treffende, tiefere Bedeutung, die auch heute noch gelten kann, verloren ging.

Sogar Siegfried Jacobsohn, der die einleitenden Worte sprach, wußte wenig Wesentliches über Büchner und sein Werk zu sagen; oder hat auch hier eine „Zensur“ gewaltet? Dann hätte Jacobsohn es ablehnen sollen, diese zehn Minuten zu sprechen, um Einflüsse Shakespeares aufzudecken. . . .

Man kann, man muß in Bühnenwerken streichen, aber nicht, weil Herr X. und sein Anhang oder Herr Y. und seine Clique vielleicht Anstoß nehmen könnte. Oder wollen wir zurück in jene Zeit strenger Zensur, da man fünf Jahre lang in Wien den „Wallenstein“ nicht spielte wegen der „anstößigen“ Kapuzinerpredigt oder der alte Moor aus den „Räubern“ nicht der Vater von Karl und Franz sein durfte, weil sich Söhne nicht so gegen ihren Vater benehmen dürfen?

So kleinlich waren manche Striche bei dieser Aufführung und doch oder gerade deswegen gab diese Bearbeitung ein schiefes Bild von Büchners Genialität, von jener seltsamen und köstlichen Mischung von Märchen und Gegenwart, von überschwinglicher Zärtlichkeit und Materialismus, von Wahrheit und ironischer Übertreibung, gerade in diesem Werk. Man lese selbst nach in „Leonce und Lena“.

Das Spiel fordert auch viel von Regie und Schauspielern; so wie die Bearbeitung, so auch die Regie: zaghaft, vorsichtig, nicht grotesk und auch nicht lyrisch genug, wo es angebracht gewesen wäre.

Nur der Valerio des Werner Krauß hob sich manchmal aus diesem Niveau der Vorsicht heraus, aber auch er war in dämpfende Zucht genommen. Dem König Peter, den Ledebour spielte, hatte man Charakteristisches aus seiner Rolle ge-

strichen, so daß sein, auch im Drama selbst, blaßes, trottelfhaftes Bild noch blässer wurde. Recht gut war Günther Hadank als Leonce, wenn er auch nicht immer den richtigen Ton zu treffen vermochte. Dagegen wußte Edith Fritz mit ihrer so wenig wandlungsfähigen Stimme der Lena keinerlei Gestalt zu geben. Die Nebenfiguren lagen in bewährten Händen, und es seien die Rosetta der Erna Reigbert und Erwin Kopp, Wilhelm Krüger, Heinz Bernecker und Fritz Alten genannt.

Dichtern der Gegenwart war wieder die sonntägliche Mittagsstunde gewidmet, in der Leo Matthias Parallelität und Gegensätzlichkeit zwischen Stefan George und Gottfried Benn aufzudecken versuchte. Versuchte ohne zu überzeugen, ohne zu fesseln; nur Käthe Grabert kam Georgescher Lyrik nahe.

Dann las am Montag Wilhelm v. Scholz Eigenes, das aus anderem Munde stärker gewirkt hätte, aber immerhin sei es dankbar vermerkt, wenn man den Dichtern selbst das Wort gibt. — Mehr, viel mehr hat man sich vom schätzenswerten Walter Mehring versprochen, nicht seiner Dichtung, wohl aber der Stunde fehlte das angekündigte „Tempo der Zeit“, trotz Paul Graetz und der aufhorchen lassenden Renate Müller. Anschließend gab es noch eine Halbestunde theaterfesten Dreigesprächs mit Paul Graetz in der Hauptrolle als Geheimrat Biedermann (dem wohlwollenden Einbrecher) in der Grotteske „Lohengrin“ von Kurt Goetz. Dieses schon auf einer Berliner Bühne gespielte Stück unterhält, wird immer witzig unterhaltsam sein, mehr als manches heutige Eintagslustspiel fremden Importes. mzt.

Orchestermusik im Rundfunk.

Leipzig, Mitte April.

Das Militärkonzert vom III. Bataillon des 11. (Sächsischen) Infanterie-Regiments Leipzig gab wieder einen, leider nur selten anzustellenden Vergleich mit dem vollen Streichorchester hinsichtlich der akustischen Auswirkung im Rundfunk. Von der Saalwirkung ist diese ja heute noch grundsätzlich sehr verschieden. Die Bataillionskapelle mit ihren 8 Holzbläsern (keine Fagotte) und 14 Blechbläsern wirkte mit erstaunlich klarer und scharfer Linienführung und durchsichtiger Abtönung des Gesamtklangs weit günstiger, als es bei einer Besetzung von 22 Mann beim Anhören im Saale möglich ist. Während sich im stark besetzten Streichorchester, besonders bei modernen Werken, die im Saal gesättigt klingenden vollen tiefen Akkorde der Bläser recht häufig etwas schnarrend „zu Klumpen zusammenballen“ und die einzelnen melodischen Mittel- und Oberstimmen sich oft bedrohlich gegenseitig ins Gehege kommen, findet in der einfachen Satzweise der Militärmusik jede Stimme unbehindert ihren Weg zum Ohre. Alle die mißbehaglichen Neben-